



Bettina Storks

DAS HAUS
AM HIMMELSRAND

Roman

BLOOMSBURY BERLIN



© 2014 Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Agentur Editio Dialog, Dr. Michael Wenzel

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Typografie: Birgit Thiel, Berlin

Gesetzt aus der Garamond und der MarkSans von Fagott, Ffm

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8270-1239-5

www.berlinverlag.de

DAS HAUS AM HIMMELSRAND

*Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume
Pour écrire un mot.
Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus de feu,
Ouvre-moi ta porte,
Pour l'amour de Dieu.*

Französisches Kinderlied

Géradmer, Frankreich, Am Rosshimmel,

OKTOBER 1940

Immer wenn der Wind über das Plateau in den Vogesen fegte, hielt der Rosshimmel den Atem an. Die Pferde erstarrten und spitzten die Ohren. Dann plötzlich setzten sie sich in Bewegung, fast gleichzeitig, zu einer einzigen großen Formation. Dabei vibrierte der Boden so sehr, dass die Schwingungen weithin zu spüren waren. Die Masse ihrer muskulösen, kräftigen Körper hinterließ tiefe Spuren im Neuschnee, die der Wind nach und nach wieder verwischen würde.

Die Tiere galoppierten mit wehenden Mähnen und erhobenen Köpfen, die sie im gleichmäßigen Takt senkten, als ob sie sich vor den Naturgewalten verbeugten. Sie schwebten gleichsam über dem Boden. Hier war das Paradies ihrer Vorfahren, das seinen Namen der Tatsache verdankte, dass die Bauern früher ihre ausgedienten Rösser an diesem verlassenem Ort direkt unter dem Himmel begruben. Warum sie sich die Mühe gemacht hatten, die toten Tiere aus dem Tal bis hierher nach oben zu schaffen, konnte niemand sagen.

»Pferde sind Fluchttiere«, sagte die Frau jedes Mal, wenn es losging. »Sie trauen niemandem.«

Die Kinder liebten ihre Geschichten. Sie verstanden zwar noch nicht, was das bedeutete, denn sie waren noch klein, aber das Gefühl der Angst war ihnen bereits vertraut.

Mit plattgedrückten Nasen knieten sie auf der Eckbank am Küchenfenster des Gesindehauses und beobachteten die Pferde, die schließlich vor den Stallungen Halt machten, wo ein Mann, eingehüllt in

einen warmen Mantel, ihnen das Tor öffnete. Ein Ross wieherte und stellte sich auf die Hinterhufe. Der Mann beruhigte das Tier, indem er es am Hals streichelte. Dann schritten die Pferde mit dampfenden Körpern, eines nach dem anderen, ins Trockene.

Der Wind riss eine Scheunentür auf, die krachend gegen die Wand schlug. Der Schnee war in Regen übergegangen. Dicke Tropfen peitschten gegen die Scheibe. Das knisternde Feuer im Herd verströmte eine wohlige Wärme.

Die Frau räumte den Tisch ab, zog die beiden Kinder eilig vom Fenster weg und schob sie hinaus in Richtung ihres Verstecks, ein Verlies im Geräteschuppen. Sie hatten diesen Ablauf so häufig geübt. Der Mann konnte die Sprache der Pferde verstehen. Die plötzliche Rückkehr der Rösser von der Weide bedeutete nichts Gutes.

Die Frau legte den Zeigefinger an die Lippen, bekreuzigte sich und schloss den Schacht, unter dem die Kinder zitternd aneinandergedrückt saßen. Sie lauschten und wagten nicht zu atmen. Durch einen kleinen Schlitz drang mattes Licht.

»Still, du musst ganz still sein!«, sagte der Junge zu dem Mädchen. Aber es hatte gar nichts gesagt.

Kapitel 3

Ich sah auf die Uhr. Kurz vor zehn. In einer knappen Stunde begann die Testamentsverkündung und Thea war noch immer nicht so weit. Sie saß auf ihrem Bett und schmollte. Meine sechsjährige Tochter stellte meine Geduld heute auf eine harte Probe. Ich seufzte. Seit einigen Wochen gestaltete sich unser Alltag zu einem einzigen Kampf. Verhandlungen ums Zähneputzen, das Essen, Schlafen, die Ordnung und Pünktlichkeit. Selbst die Notwendigkeit des täglichen Schulbesuchs mussten wir diskutieren. Thea war der Ansicht, sie käme auch ohne Schule klar, weil sie Tänzerin werden wollte. Oder Kellnerin.

»Ich will hierbleiben! Heute ist Samstag«, presste sie hervor und drückte ihren Teddybär gegen die Brust. »Bring mich zu Papa!«, lautete ihre Option.

Tom verbrachte viel Zeit in der Redaktion und kam meist so spät nach Hause, dass Thea schon schlief. Aber heute hatte er sich den Nachmittag freigeschaufelt.

»Thea, bitte! Papa arbeitet – das weißt du doch. Jetzt geht es nicht. Und ich muss gleich weg, das habe ich dir doch erklärt. Heute bleibst du ein paar Stunden bei deiner Freundin, weil ich einen wichtigen Termin habe. Papa holt dich am Nachmittag bei Leonie ab. Versprochen.«

»Bei euch sind ein paar Stunden eine Ewigkeit. Bis zum Mond«, protestierte sie.

Ich setzte mich neben sie und gab ihr einen Kuss. Ihr weiches

Haar duftete nach frischem Apfelshampoo. Warum riechen Kinder immer so herrlich? Aber so zart Thea auch war, sie konnte eine ungeheure mentale Kraft entwickeln, wenn es darum ging, ihren Willen durchzusetzen.

»Na ja, ein paar Stunden sind ein wenig mit Leonie spielen. Dann macht Beate Mittagessen. Und im Handumdrehen ist Papa da, und heute Abend essen wir alle zusammen. Bei Leonie gibt es ein cooles Trampolin.«

Thea kniff die Lippen zusammen.

»Du kapiert es nicht, Mama! Leonie ist blöd! Und Beate kocht nicht lecker.«

Lecker kochen bedeutete für Thea Spaghetti mit Tomatensoße und Käse. Daneben ließ sie bloß noch Nougatcreme und Südfrüchte gelten. Ich drückte mich um eine erneute Erklärung, stand auf und ging in Richtung Badezimmer, um mich zu schminken. Dem Anlass entsprechend trug ich ein schlichtes schwarzes Kostüm mit einem dünnen Seidenpulli. Die Haare hatte ich am Hinterkopf zusammengesteckt.

»Vor ein paar Wochen wolltest du noch mit Leonie zusammenziehen. In eine WG. In einer halben Stunde ist Abfahrt. Zur Not ohne Frühstück«, rief ich aus dem Bad.

»Dann verhungere ich eben!«, schrie Thea mit einem dramatischen Unterton.

Abgehetzt erreichte ich mit zehnminütiger Verspätung die Kanzlei. Thea hatte versucht, ihr Schmusekissen, zwei Teddys, einige Barbiepuppen und ihren Kinderlaptop in den Rucksack zu stopfen. Sie hatte damit gedroht, auszuziehen und uns nicht zu sagen, wohin. Als ich nicht reagierte, zog sie sich drei Mal um. Sie wollte absolut sicher sein, hübscher auszusehen als Leonie.

Ich war angespannt. Der Notar, Dr. Fischer, ein langjähriger Freund meines Großvaters, saß bereits hinter seinem antiken

Schreibtisch. Der alte Herr hatte es sich nicht nehmen lassen, den letzten Willen seines Freundes zu verkünden, obwohl sein Sohn bereits seit Jahren die Kanzlei am Lorettoberg führte. Ich murmelte eine Entschuldigung und zog die Tür hinter mir zu.

Zwei Stühle links neben meiner Mutter saß ein fremder Mann.

Alexander sah vorwurfsvoll auf die Uhr. Dr. Fischer begrüßte mich reserviert: »Elisabeth, wie schön, dich zu sehen. Dann können wir ja beginnen.«

Kein Mensch nannte mich Elisabeth. Er machte eine einladende Handbewegung in Richtung der Stuhlreihe vor ihm. Auch Alexander und dessen Ehefrau Susanne hatten bereits Platz genommen. Meine Mutter musterte mich streng, war aber offensichtlich mit dem Ergebnis meiner um Pietät und Seriosität bemühten Garderobe zufrieden. Fragend warf ich meinem Bruder einen Blick zu und drehte mich leicht in Richtung des Unbekannten. Alexander hob nur die Brauen und senkte dann den Blick. Susanne rang sich ein Lächeln ab. Ich hätte schwören können, ihre Lippen zitterten. Ich setzte mich links neben Mama und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange.

»Wer ist das?«, flüsterte ich ihr dabei ins Ohr.

Sie zuckte andeutungsweise die Schultern, schlug die Beine übereinander und starrte auf den Notar. Vorsichtig begutachtete ich den Mann zu meiner Seite aus dem Augenwinkel. Er trug einen schlichten dunkelblauen Anzug, Hemd, Krawatte, passendes Schuhwerk. Für meinen Geschmack etwas zu konservativ. Er schien mir wie ein Fremdkörper in unserer Mitte. Dr. Fischer räusperte sich.

»Lassen Sie uns bitte beginnen. Ich begrüße alle hier Anwesenden zur Testamentseröffnung des Verstorbenen Dr. Bodo Kirchmann.«

Ein Sonnenstrahl fiel ins Zimmer, ließ die Staubpartikel, die in der Luft lagen, sichtbar werden. Fischer blinzelte. »Anwesend

sind die Tochter des Verstorbenen Gisela Tanner, geborene Kirchmann, deren beide Kinder Elisabeth Tanner und Dr. Alexander Tanner nebst Ehefrau Susanne. Weiterhin erschienen ist die anwaltliche Vertretung von Ella Bloch und David Bloch, Herr Jürgen Meyer.«

Ich sah Mama verstoßen von der Seite an.

»Mama! Wer ist das?«

»Später«, lautete ihre schlichte Antwort.

»Ich verlese jetzt den letzten Willen meines Freundes Dr. Bodo Kirchmann, der am 19. September 1993 Folgendes verfügt hat: Zu meiner alleinigen befreiten Vorerbin bestimme ich meine Tochter Gisela Tanner unter folgenden Voraussetzungen. Mein gesamtes Erbe fällt nach dem Tod der befreiten Vorerbin an meine Urenkel Thomas und Luis Tanner sowie Theodora Tanner. Die Vorerbschaft wird nach dem Tod von Gisela Tanner zunächst an deren Kindern fortgesetzt. Zudem verfüge ich, dass meine Ehefrau Constanze sowie meine Tochter Gisela Tanner ein lebenslanges Wohnrecht in meinem Haus, Blütenweg 14–16, in Freiburg-Herdern, erhalten.«

Es lief genau wie erwartet. Alexander hatte uns diese Regelung bereits erklärt: Auf diese Weise wurde die Erbfolge streng eingehalten und der gesamte Besitz blieb in Familienhand. Die Firmenübernahme hatte Großpapa bereits zu Lebzeiten abgewickelt und Alexander die Führung übertragen.

Alexander und Susanne lehnten sich wie auf Absprache synchron zurück. Susanne hatte die Beine übereinandergeschlagen und begann, mit dem Fuß zu wippen.

»Mein Haus, Blütenweg 14–16, ist mit einem Nacherbenvermerk zugunsten meiner Urenkelin Theodora Tanner versehen.«

Ich stutzte. Meine Tochter erbte die Villa in Herdern, das Haus meiner Kindheit?

»Es ist eine alte Weisheit«, las Fischer weiter, »dass Frauen auch nach ihrer Verheiratung ihrer Ursprungsfamilie die Treue halten, weshalb ich die berechtigte Hoffnung hege, unser Zuhause möge in Familienbesitz verbleiben. Ich weiß, dass Theodora diesen Wunsch eines Tages respektiert und umsetzt.«

Fischer hielt inne und sah mich eindringlich an. Ich überlegte, wie Thea wohl als erwachsene Frau sein würde, aber mir fiel nur ihr Eigensinn ein, eine Eigenschaft, die Großvaters Diktat zu gegebener Zeit würde widerlegen können. Ich rutschte auf meinem Stuhl nach hinten und richtete mich auf.

»Als Ausgleich erhalten meine Urenkel Thomas und Luis Tanner mit Eintritt ihrer Volljährigkeit eine Einmalzahlung in Höhe von jeweils 1,7 Millionen Mark aus meiner im Januar 1991 gegründeten Stiftung. Die Summe ist bei der Deutschen Bank, Freiburg, in Form einer Staatsanleihe hinterlegt und wird zum Zeitpunkt der Auszahlung den angegebenen Wert erreicht haben.«

Staatsanleihen waren eine Spezialität meines Großvaters und die Stiftung hatte er schon vor zehn Jahren gegründet, um die Erbschaftssteuer zu umgehen. Wie genau das funktionierte, wusste ich nicht. Geldgeschäfte, insbesondere Immobilien, waren meine Sache nicht. Ich sah zum Fenster hinaus. Die Sonne versteckte sich hinter den Wolken.

»Zur Absicherung ihres Lebensunterhalts ist Gisela Tanner als Begünstigte meiner Lebensversicherungspolice mit einer Auszahlungssumme von 1 Million Mark bereits eingetragen. Ich verfüge zudem, dass folgend genannte Personen lebenslange jährliche Tantiemen aus den erwirtschafteten Gewinnen des Jahresumsatzes der Kirchmann GmbH in Höhe von jeweils 40.000 Mark erhalten: Meine Tochter Gisela Tanner und meine Enkelin Elisabeth Tanner. Elisabeth Tanner erhält des Weiteren den Status einer Gesellschafterin mit allen damit verbundenen Rechten und

Pflichten an meinem Unternehmen. Das Guts- und Gesindeanwesen Rosshimmel, Gérardmer, Frankreich, nebst allen dazugehörigen Grundstücken vermache ich David Bloch, Straßburg, Frankreich, und Ella Bloch, c/o David Bloch, ebenfalls Straßburger Adresse.«

Fischer sah auf und sprach den Fremden direkt an: »Vertreten durch Herrn Rechtsanwalt Meyer, Offenburg. Fürs Protokoll, Herr Kollege: Über die Fristenregelung im Falle des Erbausschlags muss ich Sie nicht aufklären.«

Der Angesprochene schüttelte den Kopf.

»Eine Abschrift dieses Testaments und Vermächtnisses wird allen Anwesenden ausgehändigt. Die Testamentsvollstreckung wird durchgeführt durch Dr. Alfons Fischer. Als Zeugin hat die Kanzleiangestellte Brigitte Kopka unterzeichnet.

Freiburg, den 19. September 1993.«

Fischer nahm einen Federhalter in die Hand und notierte etwas. Im Raum war es so still, dass man das Gleiten des Füllers über das Papier hören konnte. Ich schielte zu dem Fremden hinüber, der schweigend die Kopie, die ihm Fischer aushändigte, entgegennahm. Wir alle bekamen ein solches Papier. Alexander und Susanne tuschelten aufgeregt.

»Was soll denn das?«, fragte Alexanders Frau schließlich in die Runde.

»Sein letzter Wille«, entgegnete der Notar. »Genau das, was er wollte. Ich fürchte, ihr müsst das respektieren.«

Er war wieder hinter seinen Tisch getreten, sortierte seine Mappe, schloss den Füller und legte ihn in die Schublade. Alexander fing sich als Erster.

»Emotionen sind hier völlig fehl am Platze. Die Sache mit dem Rosshimmel übergeben wir unseren Anwälten. So einfach ist das nicht.«

Für Alexander war dies leicht gesagt. Niemand konnte einen solch klaren Schnitt zwischen Gefühlen und Sachfragen machen wie er. Ich unterdrückte ein hysterisches Lachen, denn was hier geschah, glich dem, was ich vor Wochen nach der Trauerfeier erlebt hatte. Meine Familie tat so, als sei dieser Meyer gar nicht anwesend. Sie tuschelten über den Kopf des Anwalts hinweg, als hätten sie ein Anrecht darauf, den Stellvertreter eines unbekanntes Feindes auszugrenzen. Die mächtigen Kirchmanns gegen zwei arme Einzelkämpfer. Schließlich erhob sich Meyer, nickte kurz in die Runde und verließ den Raum.

»Wer sind diese Blochs und warum schicken sie einen Anwalt?«, wollte ich wissen, kaum dass er zur Tür hinaus war.

Ich deutete auf den leeren Stuhl. Alle schwiegen.

»Ich kenne den Namen«, sagte Mama dann leise. »Bloch hieß der ehemalige Geschäftspartner eures Großvaters. Er lebt schon lange nicht mehr. Seine Tochter hieß Ella. Vielleicht ist dieser David ein Sohn von ihr.«

»Aber wie kommt Großpapa dazu ...?«

Mama unterbrach mich schroff.

»Irgendwelche Altschulden?«, fragte Alexander unsere Mutter knapp.

»Nicht dass ich wüsste. Du kümmerst dich doch darum, nicht wahr?«

Mein Bruder nickte und ich wurde das Gefühl nicht los, dass Mama weniger sagte, als sie wusste.

»Und wie genau funktioniert dieser Nacherbenvermerk?«, platzte ich heraus und hätte mir im selben Moment auf die Zunge beißen können, denn ausgerechnet meine Tochter schien ja von einem solchen Vermerk zu profitieren. Aber Alexander ließ sich nichts anmerken.

»Eine Klausel des Erblassers, den Erben, beispielsweise die Kin-

deskinder, an das Vermögen zu binden und dem Vorerben die Erträge zu sichern. Oder umgekehrt: ein bestimmtes Vermögen an Personen zu koppeln, bis der Nacherbe an der Reihe ist. Das lässt sich beliebig fortsetzen und spart vorerst Erbschaftssteuer.«

»Aber warum der Rosshimmel? An einen Fremden?«

»Wir werden der Sache nachgehen«, sagte mein Bruder in um Sachlichkeit bemühtem Juristenton. »Mir scheint, dass es sich beim Rosshimmel um eine Schenkung handelt. Und diese sind im Zusammenhang mit Nacherbenvermerken unrechtmäßig. Da müssen, wie gesagt, unsere Anwälte ran. Als Erstes werde ich das Testament prüfen lassen. Ein kleiner Formfehler und die Sache ist erledigt.«

Er trug ein triumphierendes Lächeln zur Schau. Das eiskalte Vorgehen, das mich sonst an meinem Bruder befremdete, beruhigte mich in diesem Moment. Er würde das Richtige tun, wenn es um seine und um unsere Rechte ging. Und ich war mir absolut sicher, dass uns hier Unrecht widerfuhr.

Wir verabschiedeten uns mechanisch voneinander und ich trat hinaus auf die Straße. Wie betäubt lief ich in ein Café um die Ecke, das nur aus einem Tresen und wenigen Tischen bestand. Hier war ich noch nie zuvor gewesen. Ich bestellte Espresso und setzte mich an einen freien Platz. Nachdenklich rührte ich in der Tasse und nahm wie aus der Ferne die lauten Stimmen der anderen Besucher und das Klappern des Geschirrs wahr. An einem Tisch mir gegenüber saß ein Mann, den ich auf Mitte vierzig schätzte. Er hatte dunkles, halblang gestuftes Haar. Ich beobachtete, wie er konzentriert an seiner Zigarette sog. Dann kippte er Wasser in ein dickes Glas und dabei bildete sich sofort eine milchige Flüssigkeit. Pastis. Plötzlich bekam ich Lust auf eine Zigarette und etwas Alkoholisches, warf den Gedanken ebenso schnell, wie er gekommen war, und leerte in einem Zug meinen Kaffee. Während

ich mich erhob, lächelte der Mann mir zu und in seinen Augen konnte ich einen Hauch Überheblichkeit sehen, als habe er meine niederen Wünsche erraten. Schließlich stellte er sein Glas zurück und blickte in Richtung der Eingangstür.

Sorge für Gerechtigkeit!

Großpapas Worte gingen mir noch einmal durch den Kopf, als ich am Tresen wartete, um zu bezahlen. Warum hatte mir Großvater nicht gesagt, was er vorhatte? Das Testament war vor acht Jahren aufgesetzt worden. Aber offensichtlich war ihm mein Gang zum Rosshimmel wichtiger gewesen, als eine Änderung des Testaments. Oder entsprach der Inhalt genau seinem Willen, wie es Dr. Fischer gesagt hatte?

Schnäppchenjäger hatte Erwin meinen Großvater genannt.

Jetzt hatte Großpapa Fakten geschaffen, indem er zwei wildfremden Menschen den Rosshimmel geschenkt hatte. Unseren Rosshimmel, das Refugium meiner Kindheit.

Beim Verlassen des Cafés lief ich direkt in die Arme eines Mannes, dessen Gesicht und Statur ich sofort erkannte. Erst vor einer knappen Stunde war ich ihm zum ersten Mal begegnet. Es war Meyer, der Offenburger Anwalt, der Vertreter der Familie Bloch. Wortlos nickte er mir zu, lediglich ein kurzes Zucken seiner Augen verriet, dass ihm unser erneutes Aufeinandertreffen ebenso unangenehm war wie mir. Als ich die Glastür hinter mir zuzog, drehte ich mich noch einmal um und unterdrückte den Impuls, ihm nachzulaufen. Wie hypnotisiert verfolgte ich mit meinen Augen seinen Gang, sah, wie er an den Tisch zu jenem Mann mit dem Pastis trat, ihn per Handschlag begrüßte, sich neben ihn setzte und zu ihm sprach. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Bloch, dachte ich. Der Mann muss Bloch sein. Er hat hier auf seinen Anwalt gewartet. Mit starrem Blick sah der Fremde durch die Eingangstür, deren Klinke ich verkrampft in der Hand hielt, und

inhalierter Rauch. Plötzlich rückte er seinen Stuhl zum Tisch und drückte seine Zigarette aus, während er mich fixierte. Immer wieder, als gelte es, alle Kraft aufzuwenden, um die Glut zu erstickten. Schließlich drehte er abrupt seinen Kopf weg und wischte sich eine Strähne aus der Stirn.

»Darf ich?«, hörte ich eine Stimme hinter mir.

Eine junge Frau wollte vorbei. Wie auf Kommando ließ ich die Klinke los und trat mit gesenktem Kopf, eine Entschuldigung murmelnd, zur Seite. Warme Luft strömte aus dem Café. Im Weggehen registrierte ich, wie der Fremde sich eine weitere Zigarette anzündete und der Anwalt erneut auf ihn einredete. David Bloch – ich war mir sicher, soeben jenem Mann, den mein Großvater in seinem Testament großzügig bedacht hatte, begegnet zu sein. Nachdenklich lief ich die Straße an der Dreisam entlang, und mit jedem Schritt, der mich meinem Zuhause näher brachte, versuchte ich die Bilder der vergangenen Stunden abzuschütteln. Die Uhr zeigte kurz nach eins. Tom und Thea würden schon zu Hause sein. Ich steckte meine Hände in die Manteltaschen und beschleunigte meinen Gang.

An der Mauer des Grethergeländes, einer einstigen Eisengießerei, die Freiburger Bewohner in den achtziger Jahren in Eigenregie zu Wohnraum umgebaut hatten, las ich das vertraute Graffiti: *Lieber heute aktiv, als morgen radioaktiv*. Hier war unser Zuhause. Ich liebte unsere Dreizimmer-Erdgeschosswohnung in der sogenannten Grethervilla im Freiburger Stadtteil Im Grün mit den Studentenkneipen um die Ecke. Von der Eleganz einer schicken Vorstadtvilla war sie allerdings weit entfernt, denn die Wohnung des früheren Besitzers der Eisengießerei musste im 19. Jahrhundert den direkten Blick in den Hochofen gewährleisten. Den gab es natürlich längst nicht mehr, und so mussten wir heute auf die gegenüberliegenden Häuser sehen. Das Schönste an unserer Woh-

nung war ein direkter Gartenzugang über eine geräumige Wohnküche, in der wir uns die meiste Zeit aufhielten. Eigentlich war alles viel zu klein für uns drei, aber uns gefiel die Gegend und für Thea waren Kindergarten und Schule direkt um die Ecke.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte Tom, als er mir öffnete. Ich hatte meinen Schlüssel vergessen. Er zog die Tür hinter mir zu. Meine Füße schmerzten von den hohen Absätzen und mir war kalt.

»Schickes Kostüm«, meinte er und seine Augen wanderten über meine Hüften hinunter zu meinen Beinen. Es klang wie: »Für mich machst du dich längst nicht mehr hübsch.«

Ich vergrub meine Hände in den Manteltaschen, lehnte meinen Kopf gegen die Wand und sah zur Decke des Flurs.

»Was soll ich sagen? Ich bin noch ganz durcheinander. Großpapa hat den Rosshimmel verschenkt«, brach es aus mir heraus. »An einen Fremden.«

Tom drehte mich um, nahm mir den Mantel ab und schob mich in Richtung Küche.

»Den Rosshimmel? Das Paradies für Reiche in den Vogesen? Möchtest du einen Tee?«

»Cognac wäre mir lieber.«

»Alkohol gegen deine Prinzipien vor 20 Uhr?«

»Glaub mir, Tom, Cognac ist angemessen. Einen doppelten!«

Toms sarkastischen Unterton überhörte ich. Ich streifte meine Schuhe ab und ging in Theas Zimmer. Unsere Tochter lag auf dem Bett und telefonierte. Sie warf mir eine Kusshand zu.

Zurück in der Küche, setzte ich mich an den Tisch. Tom schenkte Cognac ein und überreichte ihn mir charmant lächelnd. Die Wärme tat gut. Die Wirkung des Alkohols war unmittelbar spürbar und allmählich entspannte ich mich. Nachdenklich drehte ich an meinem Glas.

»Haben wir eigentlich Pastis im Haus?«, wollte ich wissen.

Tom zuckte die Achseln: »Nicht dass ich wüsste.«

Auf dem Herd köchelte eine Fleischbrühe mit frischem Gemüse, die ich heute Morgen zubereitet hatte. Das Rindfleisch hatte ich in kleine Stücke geschnitten und hoffte so, die lästige Fleischdiskussion, die wir neuerdings mit Thea führen mussten, zu umgehen.

»Vor ein paar Wochen war ich am Rosshimmel«, begann ich zögernd, denn dort hatte die Geschichte ja angefangen. Was ich heute erlebt hatte, bildete eine Fortsetzung davon, nur die Zusammenhänge waren mir noch nicht klar. »Die Nacht kurz vor Großvaters Tod, du erinnerst dich? Ich habe in Herdern geschlafen.«

Tom, der gerade Tee aufbrühte, drehte sich zu mir um und sah mich aufmerksam an. Ein Schatten lief über sein Gesicht.

»Ja, das sagtest du jedenfalls.«

»Nicht schon wieder, Tom. Ich bitte dich. Wenn ich sage, dass ich bei meinen Großeltern übernachtete, dann ist das auch so.«

Er winkte ab. »Weiter. Erzähl weiter.«

»Großvater bat mich, für Gerechtigkeit zu sorgen. Mehr nicht. Das waren seine letzten Worte. Seit seinem Tod habe ich mit niemandem darüber gesprochen, weil er es mir strikt verboten hat. Und jetzt kommt dieser Hammer mit dem Rosshimmel.«

»Also noch mal«, erwiderte Tom ruhig, »dein Großvater hat fremden Menschen ein Paradies in den Vogesen hinterlassen. Geschätzter Wert: eineinhalb, zwei Millionen?«

Ich zuckte die Achseln.

»Und wer genau sind diese ominösen Menschen? Waren sie bei der Testamentsverkündung dabei?«

»Nein, aber ihr Anwalt, irgendein Justiziar aus Offenburg. Sie heißen Bloch. David Bloch und Ella Bloch. Ein Vorfahre von ihnen soll ein ehemaliger Geschäftspartner meines Großvaters gewesen sein.«

»Seltsame Geschichte«, sagte Tom nachdenklich. »Bloch. Klingt irgendwie jüdisch.«

Er schien angestrengt nachzudenken. In diesem Moment fiel es mir ein.

»Ja, du hast recht, Tom«, warf ich ein. »Ernst Bloch, der Philosoph. Universität Tübingen. Er war jüdischer Herkunft. Aber muss das etwas bedeuten?«

»Genau. Also von vorne, Lizzy. Was genau wollte Bodo vom Rosshimmel, als er dich dorthin schickte?«

Tom ließ sich nicht so leicht an der Nase herumführen. Er kannte mich und meine Familie. Er wusste genau, dass nur ein klarer Auftrag meines Großvaters mich binnen eines Tages und einer Nacht in die Vogesen und zurück hatte reisen lassen und dass ich bestimmt nicht mit leeren Händen zurückgekehrt war.

»Ein paar Papiere, ein Versteigerungsprotokoll, eine Spieluhr.«

»Geht das ein wenig präziser?«

»Überweisungen auf ein Schweizer Konto. Adressat nicht identifizierbar. Summe: etwa 60.000 Mark in den Jahren 1948–1955.«

Meine Stimme klang wie die eines Roboters und ich wusste, was Tom jetzt sagen würde.

»Also daher weht der Wind. Kohle!«

Er schlürfte an seinem Tee und ich leerte meinen Cognac. Thea unterbrach unser Gespräch. Sie kam aus dem Kinderzimmer gerannt und schob sich demonstrativ ein Stück Schokolade in den Mund.

»Hallo Mama! Papa lässt mich nicht verhungern«, trompetete sie und küsste mich kurz. Sie warf einen Blick auf den Herd mit der Suppe und zog die Nase hoch.

»Krieg ich Nutellabrot zum Abendessen?«, fragte sie kess.

Dann zerrte sie Tom in ihr Zimmer. Ich sah ihm nach. Ich mochte seinen Gang und kannte keinen Menschen, der so gerade

gehen konnte, als hätte er einen Stock verschluckt, und gleichzeitig so weich dabei war. Ich folgte den beiden.

»Papa, ein Geschenk für dich! Krieg ich abends ein Nutella-brot?«, fragte sie noch einmal.

Ein klarer Deal – Bild gegen Schokolade, aber Tom und ich schüttelten synchron den Kopf. Sie übergab ihrem Vater dennoch feierlich ein selbst gemaltes Bild und riss ihre großen Augen auf. Es zeigte eine Sonne, ein Haus, einen Baum und drei Männchen, die aussahen wie aufrecht stehende Ameisen. Dann lachte sie, ging in die Hocke, zog ihren Pulli bis zu den Knien und neigte den Kopf zur Seite. Sie wusste genau, wie sie ihren Vater herumbe-kam, hübsch, wie sie war mit ihrem olivfarbenen Teint und den blonden Locken. Woher sie diesen außergewöhnlichen Hautton hatte, war uns ein Rätsel. Tom sagte immer, dass Thea von ihren Eltern jeweils das Schönste abbekommen hätte und ihren Teint von einem süditalienischen Winzer.

Es war schwer, diesem Kind zu widerstehen, und man musste ihm immer wieder die Grenzen aufzeigen. Irgendwann würde sich Theas Nougatvorliebe auf die Hüften setzen.

Tom sah mich blinzelnd an. Sein vertrautes Gesicht hatte etwas Jungenhaftes. Die hellbraunen Locken hingen ihm in die Stirn.

»Und das Testament?«

»Einmal pro Jahr Tantiemen in Höhe von 20.000 Euro. Die Firma ging ja schon vor Jahren an Alexander, aber ich werde Gesellschafterin. Außerdem Nacherbenvermerke für Thea und Alexanders Kinder. Und eines Tages erbt Thea die Villa im Blütenweg. Nur für den Fall, dass dich die finanzielle Sicherheit deiner Tochter interessiert.«

Schon immer hatte ich Tom gegenüber das Gefühl, das Vermögen meiner Familie rechtfertigen zu müssen.

»Mit einer Kirchmann über Finanzen zu sprechen ist wie bei Blitz auf einem freien Feld unter den einzigen Baum zu flüchten«, lautete sein Credo.

»Na, das ist doch was«, sagte er. »Gegen die läppischen 3000 Euro bisher, die dir dein Großvater immer wieder zugesteckt hat. Du kannst deine Honorartätigkeiten aufgeben. Und die Zeit in der Obdachlosenküche kannst Du dann auch anderweitig nutzen.«

Das war gemein. Mein Großvater hatte mir in den letzten zwei Jahren regelmäßig mit Zahlungen unter die Arme gegriffen, weil ich eine Promotion in Kunstgeschichte angemeldet hatte, die ich zunehmend vernachlässigte, und meine Projektarbeiten wie die Mitwirkung bei Ausstellungen oder Katalogen warfen immer nur temporär Geld ab. Dennoch hatte ich mich damit all die Jahre über Wasser halten können und meinen Beitrag zu unserem Hausstand geleistet.

Derzeit lebte ich von meinen letzten Ersparnissen, die langsam verebbten. Mein Ehrenamt in der Obdachlosenküche war natürlich unbezahlt, das wusste Tom ganz genau.

»Ich lege mich vor dem Abendessen noch etwas hin«, sagte ich und verschwand im Schlafzimmer, wo ich mich auf dem Bett ausstreckte.

Plötzlich spürte ich die Anstrengung der letzten Stunden. Die vielen Informationen musste ich erst einmal verdauen. Ich schlief sofort ein.

Als ich gegen sechs die Küche betrat, hatte Tom bereits die Suppe erwärmt.

»Lasst uns essen«, meinte er aufmunternd und zwinkerte Thea zu, die ihm einen flehenden Blick zuwarf. »Eine warme Suppe wird uns allen guttun.«

Thea verdrehte die Augen und stellte sich mit den Zehenspitzen

zen auf Toms Füße. Er nahm sie auf den Arm und trug sie zu ihrem Platz. Sie vergrub ihren Kopf an seinem Hals.

»Mir tut sie nicht gut, Papa. Bitte keine Suppe«, jammerte sie.

Tom blinzelte durch Theas helle Locken. Seine schlanken Finger strichen über ihren Rücken. Wie ein Schleier legten sich ihre feinen Haare auf sein Gesicht. Eine samtweiche Welle schwappete zu mir herüber. Durch Toms dunkelbraune Augen blickten mich auch Theas an und ließen mich für einen winzigen Moment die Wortgefechte der letzten Zeit zwischen Tom und mir vergessen.

Nächte, ausgefüllt mit Fragen, deren Antworten einen Schwall von Misstrauen bei ihm nach sich zogen. Gespräche voller zermürbender Zweifel, die sich endlos wiederholten. Immer und immer wieder und jedes Mal detaillierter, bis ich mir widersprochen hatte.

»Was habt ihr gemacht? Hast du mit ihm geschlafen? Wie oft? Wo habt ihr es getan? Warum hast du dich so schick gemacht? Ich sehe dir an, wenn du lügst.«

Nächtliche Dispute mit Zigaretten und Wein, die anschließenden Tage des verknöcherten Schweigens. Großvaters Tod hatte nur eine Art Waffenstillstand erzeugt.

Früher war alles leichter zwischen uns gewesen. Versöhnungen voller Nähe und Lust mit festlichen Essgelagen in den aufgewühlten Betten. Wie lange lag das zurück! Damals war dieses widerpenstige Kind entstanden, das uns heute beide spiegelte in seinem Eigensinn und der Härte, sobald es um seine Rechte ging. Die Liebe zu diesem Kind hatte uns all die Jahre verbunden, auch wenn wir nie geheiratet hatten.

»Ein paar Löffel probieren, Prinzessin«, erwiderte Tom. Thea mimte, wie sie ihre Lippen mit Nadel und Faden zunähte.

»Ende der Diskussion«, sagte er schließlich streng und tippte mit dem Finger auf den vor ihr stehenden Teller.

Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, nahm den Löffel in die Hand und rührte lustlos in ihrer Suppe.

»Was werdet ihr tun?«, fragte Tom in meine Richtung.

»Einen Anwalt nehmen«, entgegnete ich. »Alter Familienbesitz, der mit einem Nacherbenvermerk versehen ist, lässt sich so gut wie gar nicht an Fremde überschreiben. Sagt Alexander. Er kümmert sich darum.«

»Ist das im Sinne eures Großvaters?«

Ich schluckte. »Genau darin liegt das Problem. Ich weiß es nicht. Niemand weiß das. Vielleicht hätte er noch Änderungen im Testament vorgenommen, wenn mehr Zeit gewesen wäre. Tom, bitte kein Wort über die Fundstücke. Ich habe Großpapa versprochen, mit niemandem darüber zu sprechen.«

»Ehrensache!«

»Ehrensache«, sprach Thea leise in ihren Suppenteller. »Was ist das schon wieder?«

»Es ist wie ein Versprechen, das man sich gibt.«

»Luis schwört immer.«

»Ja, das ist ähnlich. Man hält sich an eine Abmachung.«

»Papa und du habt gerade eine Abmachung gemacht?«

Wir sahen uns an und nickten gleichzeitig.

Nach einer Stunde beharrlichen Aussitzens am Küchentisch schickten wir unsere Tochter mit einem halben Teller Suppe im Bauch zur Abendhygiene und anschließend ins Bett. Die Fleischstücke hatte sie pedantisch am Tellerrand abgelegt.

»Warum isst du kein Fleisch mehr, Thea?«, fragte ich, setzte mich an ihr Bett und schüttelte ihr Kissen auf.

»Ich bin ein Vegarer«, antwortete sie ernst und ließ ihren Kopf auf das Kissen fallen. »Die essen keine toten Tiere.«

»Es heißt Vegetarier oder Veganer«, versuchte ich lächelnd zu erklären und erwog, Theas Wunsch nach fleischlosem Essen ernst zu nehmen. In letzter Zeit hatten sich ihre Einwände gehäuft. »Das heißt, du möchtest kein Fleisch und keine Wurst essen, nur Gemüse, Nudeln, Reis, Kartoffeln. Vielleicht noch Fisch?«

Sie schüttelte sich: »Fische sind auch tot, Mama«, belehrte sie mich. »Schokolade kann man nicht totmachen. Schokolade und Nutella!«

Ihre Argumentation hatte eine bestechende Logik.

»Also gut: Ich verspreche dir drei fleischlose Probemonate und dann sehen wir, ob du es wirklich willst. Allerdings essen Vegetarier Gemüse, Salat und Käse.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht zu viel Grünzeug. Käse geht. Dafür muss kein Tier sterben.«

»Für Karotten und Bohnen auch nicht. Noch einen Kuss?«

Sie schlang mir die Arme um den Hals und drückte mir einen nassen Kuss auf die Wange.

»Ab heute bin ich Vegarer«, sagte sie und rief nach ihrem Vater zum Gute-Nacht-Sagen.

Kein Tag endete bei uns im Streit – eine ungeschriebene Regel, die wir alle einhielten.

In den Abendstunden saß ich mit Tom bei einem Glas Wein im Wohnzimmer. Er las die Zeitung, was er immer abends tat, wenn er Tagdienst hatte. Als Redakteur bei einer Tageszeitung kam er groteskerweise so gut wie nie zum Lesen.

»Dieses Protokoll vom Rosshimmel, Tom, das ich gefunden habe«, fing ich zögerlich an und strich dabei über die Klarsicht-hülle, in die ich das Dokument verpackt hatte, »würdest du dir das einmal ansehen?«

Er legte die Zeitung beiseite, nahm es entgegen und studierte es lange.

»Waschschüssel, Blumenvase, Besteck. Einfach unfassbar, was die alles erbeutet haben. Fünfundzwanzig Seiten. Das darf doch nicht wahr sein!«

Er schüttelte den Kopf und sein Blick wurde abwesend. Dann sah er mich direkt an.

»1940. Lizzy. Glasklar! Dies ist das Dokument einer Versteigerung jüdischen Eigentums. Fünfundzwanzig Seiten Bereicherung, Enteignung. Was ich aber viel alarmierender dabei finde, ist, dass es sich offensichtlich um das Eigentum des Geschäftspartners deines Großvaters handelt. Die Rosshimmel-Erben. Hier steht der Name Bloch. Goethestraße 12. Freiburg. Wie oft hast du diesen Namen in den letzten dreißig Jahren gehört?«

»Nie.«

»Und jetzt gleich zweimal kurz hintereinander.«

»Ich weiß.« Es klang irgendwie schuldbewusst.

»Du kannst sicher selbst deine Rückschlüsse ziehen, oder? Dein Großvater hat Teile des jüdischen Inventars seines ehemaligen Geschäftspartners ersteigert. Und dabei offensichtlich ganz schön tief in die Tasche gegriffen. Kleinigkeiten gingen für ein paar Reichsmark über den Tisch, so wie das üblich war. Völlig gängige Praxis bei den Nazis. Schließlich wollten die so schnell wie möglich in schicke, jüdische Häuser ziehen, da wurde das Mobiliar eben mal kurz verschleudert. Hat deine Familie jemals in der Goethestraße gewohnt?«

»Nein, so weit ich weiß, nicht.«

Ich schüttelte entschieden den Kopf. Davon würde ich wissen.

»Ein Schnäppchenjäger. Dein Großvater mit seiner lupenreinen Weste war ein Schnäppchenjäger.«

Ich schluckte. Onkel Erwin.

»Vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit. Denk an die Beträge über einen Zeitraum von sieben Jahren«, stammelte ich.

»Und?«

»Aus den Jahren 1948 bis 1955. Insgesamt 60.000 Mark. Sieben lange Jahre, Tom.«

»Nach der Währungsreform«, entgegnete Tom. »Kein Adressat?«

»Nicht mehr lesbar oder durchgestrichen.«

»Das ist sehr hypothetisch, aber denkbar.«

Tom stand auf und lief durchs Wohnzimmer. Immer wenn Tom angestrengt nachdachte, tat er das. Er ging im Kreis und sprach wie zu sich selbst.

»Ein alter Mann vererbt den Nachkommen seines jüdischen Geschäftspartners namens Bloch ein Millionenobjekt. Sechzig Jahre vorher hat er dessen Hausrat ersteigert. Parallel dazu gab es sieben Jahre lang Zahlungen an Unbekannte. Das Erbe und die 60.000 Mark müssen keinen Zusammenhang haben, aber auffällig ist es schon. Es ist die Kombination, die stutzig macht. Und ganz offensichtlich ging es um jüdisches Eigentum. Es könnte der Versuch einer klassischen Wiedergutmachung sein, aber es könnte auch etwas anderes dahinterstecken.«

»Genau. Unterhaltszahlungen, vielleicht«, sagte ich.

Der Verdacht war mir bereits bei der Testamentsverkündung gekommen. Einige Schritte von mir entfernt blieb Tom am Fenster stehen, aber ich konnte das Funkeln in seinen Augen bis zu mir sehen.

»Könnte sein. So etwas kommt in den besten Familien vor. Ehebruch mit Folgen. Uneheliche Kinder. Dein Großvater hatte möglicherweise Unterhaltszahlungen zu leisten und vererbt seinem Fleisch und Blut auf dem Totenbett den Rosshimmel. Es soll ja so etwas wie Reue bei Sterbenden geben.«

»Das Testament ist über acht Jahre alt«, wandte ich ein. »Ich kann mir das nicht vorstellen. Es wäre doch irgendwann durchgesickert. Vielleicht gibt es eine andere plausible Erklärung.«

Ich musste herausfinden, wer diese Blochs waren und was unsere Familien verband.

Mir kam das Gespräch mit Onkel Erwin in den Sinn. »Onkel Erwin hat mir einen Namen genannt. Stockfelder. Sagt dir das etwas?«

Tom nahm sein Weinglas vom Tisch, ging in die Küche und kam mit einem Bier ins Wohnzimmer zurück, setzte sich und legte die Beine übereinandergeschlagen auf den Couchtisch. Der Journalist hatte Blut geleckt. Jetzt wollte er alles genau wissen.

»Aus Freiburg?«

»Vermutlich. Eine Berühmtheit, sagte Erwin. Er soll im Haus meiner Großeltern ein und aus gegangen sein.«

»Alle Achtung, *der* Kurt Stockfelder?«

»Du kennst ihn?«

»Kurt Stockfelder war eine Nazigröße in den dreißiger Jahren. Stadtbekannt. Verstorben, glaube ich, in den Sechzigern, ohne jemals zur Rechenschaft gezogen worden zu sein. Einer von denen, die unbehelligt davonkamen. In den achtziger Jahren ging der Name erneut durch die Presse, ausgelöst durch eine Artikelserie der Badischen Zeitung, in der es um Arisierungspolizei ging. Stockfelders Sohn hatte eine Anwaltskanzlei in Freiburg. Den kennst du auch, Lizzy, du musst dich einfach daran erinnern. Ein kleiner, drahtiger Mann, intelligentes Gesicht, brillanter Rhetoriker. Er trat immer mit diesem Tweed-Jackett auf. Wir haben sogar Witze darüber gemacht, ob er nichts anderes anzuziehen hat.«

Tom sah mich eindringlich an und mir dämmerten Zeitungsausschnitte mit einem Bild von einem blonden Mann, bekleidet mit einem dieser berühmten Harris-Tweed-Jacketts.

»Dabei warst du bloß neidisch darauf, Tom! Du hast damals immer gesagt, dass du ein Mal im Leben ein solches Jackett besitzen möchtest, weil diese Unikate die ganze anglistische Tradition

verströmen. Herrensalons, Zigarren und die mit einer tiefen Verbeugung verbundene Übergabe von Füllfederhaltern.«

Ich machte eine ausladende Handbewegung. Tom lachte und winkte ab.

»Ja, ich gestehe, ich bin ein Anhänger von Umgangsformen, wovon du ja ein Lied singen kannst, Lizzy. Aber im Ernst – dieser Tweed-Träger hatte sich von der Vergangenheit seines Vaters öffentlich distanziert und sogar Naziopfern bei der Wiedergutmachung und Durchsetzung ihrer Rechte geholfen. Weißt du nicht mehr?«

Ich nickte eifrig: »Ich erinnere mich sogar an den Anlass: eine Gedenkfeier für die Opfer des Nationalsozialismus. Seine Kanzlei ist nicht in Freiburg«, berichtete ich. »Sondern in Waldkirch.«

»Und es gab einen direkten Kontakt zu deiner Familie? Ich werd verrückt! Du wirst ganz schön tief im Dreck graben müssen.«

»Erwin meinte, Stockfelder wisse etwas über meinen Großvater.«

»Wenn er häufig bei euch war, wen wundert's? Wer weiß, was die beiden ausgeheckt haben. Nur dumm, dass er mausetot ist. War dein Großvater in der Partei?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Lizzy«, sagte Tom vorwurfsvoll. »Das sind Dinge, die man als politischer Mensch hinterfragt.«

»Was war mit deiner Familie?«

»Das kann man doch nicht vergleichen. Meine Großeltern waren kleine Lichter, verglichen mit den Kirchmanns.«

»Ich bin nicht wie du«, platzte ich heraus.

»Nein, du bist nicht wie ich. Das bist du nicht. In der Tat«, meinte er nachdenklich. »So leid es mir tut, aber du wirst das Fell deiner Familie gegen den Strich bürsten müssen. Und verkraften, was dabei herauskommen könnte.«

Seine Stimme klang weich. Lange sah ich Tom an und seine Augen sagten mir, dass es nicht nur um meine Familie und meine Weigerung, ihren Ruf zu beschmutzen, ging. Seine Doppeldeutigkeiten hatten einen anderen Grund. Toms Problem hieß Jérôme, ein Breitone, mit dem ich im letzten Sommer anlässlich der Vorbereitung einer Grabskulpturen-Ausstellung zusammengearbeitet hatte, der idiotischste Träumer, den Freiburg je gesehen hat, wie Tom zu sagen pflegte, ein Berufssofti, der bei Frauen wie mir leichtes Spiel hatte.

Ich hatte mich nie getraut, Tom zu fragen, wie denn Frauen wie ich seien und woraus er ableitete, dass Jérôme ein Spieler war, denn das war er keineswegs und in seinem Sanftmut unterschied er sich nicht im Geringsten von Tom. Aber es konnte doch nicht wahr sein, dass unsere Beziehung eine solche Erschütterung nicht überstehen konnte. Ich weigerte mich, das zu glauben.

Damals war Jérôme in mein Leben hereingebrochen, völlig unerwartet und nicht vorhersehbar. Im kürzesten Sommer meines Lebens schwebte ich gleichsam für Wochen über dem Boden und verlor mühelos an Gewicht. Plötzlich war die Hektik der Stadt nicht mehr zu hören, die Menschen lächelten, wenn sie mit überfüllten Tüten durch die Straßen liefen, und Autofahrer hielten an, um mich freundlich vorbeizulassen. Meine Wahrnehmung hatte sich verändert wie damals mit sechzehn nach dem ersten Kuss, und zwischen die Welt und mich legte sich ein Puffer, ein Zeichner. Es war so lange her, dass ein Mann sich um mich bemüht, mich mit Aufmerksamkeit und Liebe überschüttet hatte und meine Einzigartigkeit zu entdecken schien. Ehe ich mich versah, befand ich mich in einem Strudel aus Leidenschaft und atemberaubender Fremdheit. Obwohl ich es niemals hatte zulassen wollen, war es doch geschehen.

Aber Träume dieser besonderen Art träumt man nicht unge-

straft. Eines Tages zieht man die Rollläden hinauf, blinzelt in die Sonne und sieht den Staub in der Luft und das grelle Grün mit den Gartenzwerge auf dem Nachbarrasen. Man schließt die Fenster, weil die Kinder lauthals auf der Straße kreischen und die Küchendüfte von nebenan unerträglich werden. Ich war zu mir gekommen, wie von einem Fieberwahn genesen, atmete verzweifelt den Kinderduft von Theas frisch gewaschener Haut ein, wie nach dem ersten Bad nach ihrer Geburt. Die atemberaubende Fremdheit befreumdete mich nur noch. Es war vorbei.

Lediglich die vergeblichen Rettungsbemühungen Jérômes, nachdem meine Welt wieder genauso war, wie ich sie kannte, seine aber noch voller Luftballons und Zuckerwatte, streiften den eingespielten Alltag zwischen Tom und mir, unser gemeinsames Leben.

Ein Anruf, ein Strauß Baccararosen vor unserer Haustür abgelegt und eine Postkarte mit den wilden Felsenküsten der Bretagne und zwei Worten: Komm zurück. All jene vermeintlichen Beweise hatten Tom zutiefst verletzt und mir doch lediglich klargemacht, dass mein Sommertraum der Realität nicht standhalten konnte. Ich hatte mir geschworen, niemals eine Beichte abzulegen über etwas, was mich erleichterte und schließlich auf Tom lasten würde. Aber seine Kränkung zog fortan wie ein Schatten mit jeder Faser seines Wesens mit. Strafendes Schweigen oder ausgesprochene Vorwürfe, Misstrauen und Argwohn waren zu Toms steten Begleitern geworden. Manchmal schliefen sie, aber die geringste Verlautbarung konnte sie wecken und der Schlaf vermochte ihr Gedächtnis nur zu festigen. Sie vergaßen nichts.

Kein Anruf, der mich nicht zusammenzucken ließ und Tom einen Triumph in die Augen zauberte, einen armseligen Beweis für meinen Fehltritt im Spiegel seiner Seele. Kein Öffnen des Briefkastens ohne ein flaus Gefühl in der Magengegend, wenn wir am Küchentisch unsere Post inspizierten. Ich mutierte zur Sünderin

mit einem nur für Tom sichtbaren Makel für ein Vergehen, das eine Handvoll Nächte überlebt hatte, aber dem grellen Tageslicht oder den geruchlosen Rosenknospen in der Blumenvase vor dem Küchenfenster nicht standgehalten hatte. Geschlossen hatten sie die Köpfe gesenkt wie ein beleidigtes Ensemble, noch bevor sie erblühten, als verweigerten sie sich der Beschenkten, denn wir hatten einander nicht verdient. Ich war eine Ehebrecherin ohne Ehe, eine Diebin ohne Diebesgut.